KINO

Seestück mit Mönchen

Kim Ki-Duk, der koreanische Gewaltbeschwörer, wird lyrisch – in seinem Film „Frühling, Sommer, Herbst, Winter … und Frühling“.



JANGWOOK KIM / GAMMA / STUDIO X

Regisseur Kim mit Berlinale-Bär
Rabiater Underdog

Zuerst waren es Horrorgeschichten, die über den Koreaner Kim Ki-Duk und seinen Film „The Isle“ umliefen: Geschichten von jungen Leuten, die in einer Art Selbstverstümmelungsfuror mit Angelhaken ihre Geschlechtsteile attackierten oder die Haken gar verschluckten, Geschichten überhaupt von selbstzerstörerischer Rage – und als der Film dann zu sehen war, in Europa zuerst 2000 beim Festival in Venedig, erwies sich, dass all dies zwar zutraf, dass aber Kims Filmbilder nur von der Ahnung des Grausigen vibrierten, doch keineswegs schrien oder im Exzess überbordeten. Dass sogar, paradox genug, eine fremdartig faszinierende Ruhe und Schönheit von diesen Bildern ausging.

Etwas Fremdartiges wird Kims Filmen – in den Augen des Westens, wo er über Festivals hinaus noch kaum ein Publikum gefunden hat – wohl immer anhaften: Etwas zutiefst Barbarisches ist in ihnen und, als dessen Gegenpol, etwas zutiefst Buddhistisches. Kim mit seinen 43 Jahren strahle noch immer eine große Kindlichkeit aus, sagen Leute, die ihm privat begegnet sind (etwa im Februar auf der Berlinale, wo er für seinen jüngsten Film „Samaria“ einen Silbernen Bären gewann). Doch dazu wäre zu bedenken, dass er sich selbst als ein viel geprügeltes und wild um sich schlagendes Kind beschreibt, als ein Kind, das nie wusste, wohin mit seiner Wut. Diese Ur-Wut, sagt er auch, sei noch immer ein Ur-Antrieb seiner Produktivität.

Das exzessivste seiner Wut-Werke, „Real Fiction“, sei 2000, so behauptet er, wie ein filmischer Amoklauf mit einem Dutzend Kameras innerhalb von dreieinhalb Stunden heruntergedreht worden. Frühere Kim-Filme hießen programmatisch „Crocodile“, „Wild Animals“ oder „Bad Guy“, denn in ihnen stellte sich – mit allgegenwärtiger Kriminalität, sexueller Gewalt und Selbstmord – die koreanische Großstadtgesellschaft als Raubtiergesellschaft dar.

Kims 2002 entstandener neunter Film aber, der nun als zweiter (nach „The Isle“) den Weg in deutsche Kinos findet, heißt ebenso programmatisch „Frühling, Sommer, Herbst, Winter … und Frühling“: nirgends ein Schockbild, vielmehr Schwelgen in Schönheit. Eine ernste, unwirklich meditative Ruhe trägt diesen Film. Im Zyklus der Jahreszeiten, der zugleich der Zyklus eines Menschenlebens ist, erzählen seine fünf Kapitel gleichnishaft von zwei Mönchen, Meister und Schüler, die in einer weltfernen Eremitage mitten auf einem See lehren und lernen – nur die Vorgeschichte und das Nachspiel eines Verbrechens berühren den Ort.

Im Schlussteil stellt Kim Ki-Duk selbst den Mönch dar, der für eine Vergangenheit als Rasender und Mörder zu büßen hat, und wenn man ihn sieht, wie er da halb nackt auf dem Eisspiegel des zugefrorenen Sees seine asketischen Exerzitien vollzieht, möchte man meinen, er habe eine Art Frieden mit sich gefunden. Buddhas Lächeln aber bleibt unergründlich.

Der rabiate kleine Underdog, der Kim einmal gewesen ist, scheint nicht über die Grundschule hinausgekommen zu sein. Keine Berufslehre wird in biografischen Notizen erwähnt, nur Gelegenheitsjobs, fünf Jahre Wehrdienst bei der Marine und weitere Jobs, bis er mit 30 Jahren beschließt, Maler zu werden. 1990 bis 1992, so heißt es, habe er „in Paris Kunst studiert“, war aber vielleicht, wie man sich vorstellen könnte, eher als koreanischer van Gogh in der Provence oder als vagabundierender Pflastermaler in Deutschland unterwegs. Nach der Heimkehr wandte er sich dem Schreiben zu, gewann ein paar Drehbuchstipendien und schaffte 1996, wie er sagt, „mit Guerillataktik“ den Sprung zur Regie.

„Crocodile“ hieß sein erster Film: „Crocodile“ war da der Spitzname eines jungen Mannes, der in Seoul am Flussufer haust und davon lebt, dass er die Leichen von Selbstmördern aus dem Wasser zieht. Wasser ist Mal um Mal das Element, das für Kim zum zentralen, poetisch vieldeutigen Schauplatz und Bild eines Films wird: trügerisch, sinnlich, lebensgefährlich. In „The Isle“ war der Mittelpunkt eine weite Lagune, auf der das Drama sich zwischen schwimmenden Anglerhütten abspielte, und nun in dem Jahreszeiten-Film ist es, als einziger Ort einer ganzen Lebensgeschichte, der See tief in den Wäldern, in dessen Mitte auf einem Floß das alte hölzerne Buddha-Heiligtum steht.

Man ist versucht, diesen Ort paradiesisch zu nennen, doch dafür ist zu viel an Schuld und Sühne mit ihm verbunden. Natur-Unschuld scheint für Kim kein passender Begriff zu sein; all die Tiere, die an seiner Geschichte Anteil haben – Hund, Hahn und Katze, Fisch, Frosch und Schildkröte –, sind auch Leidensgefährten im Kreislauf der Zeit. Kim Ki-Duks Madonnen sind Wasserleichen; Krieger und Mönch – das ist sein Doppelgesicht. Kein Zweifel, in der Schlange, die sich am Ende in einer Altarnische ringelt, hat die Seele des alten Mönchs ein neues Leben begonnen. Wenn man einräumt, dass auch das Paradies eine Obsession sein kann, ist Kims Kino ein Kino der Obsessionen. URS JENNY



PANDORA FILM

Kim-Film „Frühling, Sommer …“: *Wasser ist trügerisch, sinnlich, lebensgefährlich*